

**Conrad Wiedemann**

## **Historische Inauguration in Wrocław**

**Notizen zu einer Reise nach Breslau, Krakau und Warschau**

### *1. Von der Schwierigkeit, Polen zu beschreiben*

Die Freundlichkeit eines hochgeschätzten germanistischen Kollegen in Breslau verschaffte mir im Herbst dieses Jahres die Einladung zu einer Reise durch drei polnische Universitätsstädte und die Freundlichkeit des Schriftleiters der „Gießener Universitätsblätter“ die Möglichkeit, von meinen Reiseerfahrungen zu berichten. Zwei Verpflichtungen nach Wunsch. Doch die letztere ist mir unerwartet schwer geworden. Nicht, daß es an Stoff gefehlt hätte, an eindringlichen Erinnerungen und Erlebnissen, im Gegenteil, doch die Bilder widersetzten sich hartnäckig dem Kommentar, ja wollten sich kaum zusammenordnen lassen. Dabei hätte ich gewarnt sein müssen. Vor ein paar Jahren ging es mir nicht viel anders mit Andrzej Wajdas unvergeßlicher Inszenierung von Wyspianskis nationalem Epos „Die Hochzeit“, einer Filmschöpfung, von der Kenner behaupten, sie sei nicht nur seine beste, sondern auch seine polnischste (was beides bei diesem Regisseur etwas heißen will). Auch dort eine lange Reihe suggestiver Bilder, Stimmungen und Dialogfragmente, unverwechselbar teils in ihrer Schönheit, teils in ihrer Skurrilität, doch für den Nichtpolen kaum aufschließbar, von ein paar Ahnungen, ein paar Assoziationen abgesehen.

Das Polen Andrzej Wajdas, das ebenso faszinierende wie in sich gekehrte, das keine Spruchbänder auf der Stirne trägt und sich nicht selbst kommentiert, dieses Polen war es offensichtlich, auf das mein geheimer Ehrgeiz ging. Hatte ich es auf meiner Reise auch nur gestreift und wenn ja, wo? Und wenn nein, wovon hatte es sonst Sinn zu erzählen? Etwa von den Reisebedingungen, also endloser Bahnfahrt, Orbis-Hotels, Taxifahrern und Wechselkursen? Polenreisen, zumal akademische, sind Mode, und all das dürften die Kollegen kaum anders erfahren haben oder noch erfahren können. Oder von Gastfreundschaft, Vortragsterminen, Studienordnungen oder Bibliotheksverhältnissen? Schon eher, aber wahrscheinlich würde sich auch hier kaum Abweichendes ergeben. Und vermutlich galt dasselbe auch noch für einen ganz anderen Bereich, nämlich den der mitgeführten Vorstellungen, Erwartungen und Befangenheiten. War es nicht ein kaum differierender, schmaler Problemkatalog (genauer noch: Katalog *unserer* Probleme), auf den man vorgedachte Antworten suchte und wohl auch erhielt?

Etwa die Neugier auf den eigenwilligsten und politisch empfindlichsten der Ostblockstaaten und seine Wissenschaftsorganisation (würde man die Ordnung der Dinge begreifen? eher nein! und wie schwierig würde es sein, ins Ge-

spräch zu kommen? eigentlich gar nicht!). Neugier auch auf das Paradox einer katholischen Nation unter kommunistischer Hoheit (trifft es wirklich zu? offensichtlich! die Parteiveranstaltung auf dem Warschauer Schloßplatz, nicht schlecht besucht, kommt ohne Lenin- und Gierekbilder aus, in den ebenfalls gut besuchten Kirchen hingegen eine Flut von Porträts Johannes Paul II. in allen Formaten! Transformation des Personenkults?). Und natürlich Neugier auf das Wunder der historisch wiedererstandenen Altstädte (ist es wirklich ein Wunder? ja! wäre es für uns, vielleicht auf Kosten eines Teils unseres Wirtschaftswunders, nicht auch wünschenswert gewesen? wohl schon! aber wäre es — ideologisch — auch möglich gewesen? sicher nicht!). Schließlich das Problem der räumlichen Annäherung an Auschwitz, Majdanek und Warschauer Ghetto (würde die Beklommenheit wachsen, anhalten oder weichen? sicherlich eine Frage der Sensibilität, aber auch der Hilfestellung der polnischen Gastgeber, die, wenn immer sie davon reden, sich alle Leidenschaftlichkeit verwehren!). Ganz ähnlich gewinnt im übrigen auch das andere, weniger flagrante Trauma („ehemalige deutsche Gebiete“) am Schauplatz selbst seine spezifische Fühlbarkeit durch den Gleichmut und die Selbstgewißheit unserer Gesprächspartner (aus welcher Mentalität resultiert der historische Wiederaufbau von Danzig, des Rathauses und der Universität von Breslau? das ganze hingebungsvolle Bosseln an Tradition, eigener und fremder? wer könnte es sagen! die Flure der großen schlesischen Barockbibliothek auf der Breslauer Sandinsel sind menschenleer, aber die Bestände gut gepflegt und bestens katalogisiert! für wen? sind wir eingeladen oder nicht? fehlt es vielleicht nur an Initiative und Teilnahme unsererseits?).

Polen als (west-) deutscher Problemerkatalog (einschließlich der vorauszusehenden Antworten), das ist schnell skizziert und ergibt doch alles andere als ein authentisches Bild. Doch welche Chance hat der Polen-Neuling überhaupt, dieser Befangenheit zu entkommen und einen Schattenwurf jenes authentischeren Polens zu erfassen, das uns (gleichsam zu unserer Verwunderung) nicht als Symposium über Sozialismus, Katholizismus, Holocaust und nationale Identität entgegentritt, obwohl dies alles in ihm verwoben ist, sondern als unausgesprochene Aufforderung zu sehen und zu hören? Sicherlich nur eine kleine! Warschau z. B. von der Oktobersonne beleuchtet, eine Etüde im verschwenderischen Umgang mit Raum! Das weite Ausholen der Weichsel mit ihren grünen, un bebauten Uferzonen (es korrespondiert mit dem Klang des polnischen Namens, *wisła*, weich ausgesprochen „*Wiswa*“); der Park von Łazienki mit seinen transparenten Baumkulissen; die weiten, ähnlich wie der Fluß ausschwingenden Prachtstraßen des 19. Jahrhunderts, von kerzengeraden durchkreuzt (eine offene Stadt? eine freie? eine ausgelieferte? offen gegen Petersburg und Moskau? gegen Wien? Berlin? Leipzig, Budapest und Stockholm? von wo die Usurpatoren, aber auch die ausländischen Wahlkönige kamen und gingen!). — Oder das Überkippen der Verschwendungslust im Gigantismus

des stalinistischen Kulturpalasts (der uns immerhin von seiner Aussichtsplattform einen Blick auf die Gesamtanlage der Stadt verspricht; doch dann ist nur einer von sechs Aufzügen in Betrieb, so daß wir, nach langem Warten oben angekommen, die Stadt nur noch unklar im Dämmerlicht verschwimmen sehen! wo lag das Ghetto? da! nein da! die beiden polnischen Studentinnen zeigen ins Dunkle!) — Das Ghetto gibt es nicht mehr. Erinnerungen daran finden sich, wo man sie nicht vermutet hätte, hinter den historisch wiederaufgebauten Renaissance- und Barockfassaden an der Nordseite des Altstadt-Marktes. Was den Schein alter bürgerlicher Wohn- und Handelshäuser erweckt, ist in Wirklichkeit das historische Museum der Stadt mit seinen beeindruckenden Ausstellungsstücken und Dokumentationen (die Geschichte in der Geschichte in der Geschichte? ein Stück Psychoanalyse polnischer Restaurierlust?).

Daß meine Warschauer Eindrücke, diese und viele andere, so leicht in die Geschichte einmünden, muß an Krakau liegen, meiner vorangegangenen Reise-station. In Krakau, der alten Königsstadt im Süden, wirkt die Einpuppung in die Historie total, denn es sind nicht etwa die Touristen, sondern die Bewohner selbst, die die Szenerie ausfüllen. Die lärmenden Schulklassen in der Königsgruft auf dem Wawel (die uns immer wieder von den Kapellengittern abdrängen); die Menschen auf der Grodzka, denen sich, ob beim Schlangestehen vor den Geschäften oder als Masse in der rush hour, stets etwas von der Aura des alten Königsweges mitteilt (der polnischen „royal mile“ zwischen Königsburg und Großmarkt); die Besuchermenge in der Marienkirche (wo der gewesene Stadtbischof Wojtyła spielend Veit Stoß aus dem Felde schlägt); die stets vollbesetzten „österreichischen“ Jugendstil-Cafés (früher wurde in den Zeitungen Deutschunterricht „mit Wiener Akzent“ offeriert). Sogar mein Versuch, eine Trachtenpuppe als Mitbringsel zu erwerben, nimmt eine Wende in die Geschichte, — schließlich sind es Stanisław Poniatowski, der Erbauer von Łazienki und Günstling der großen russischen Katharina, sowie die heiligweiße Prinzessin Jadwiga, die aus der bunten Ahnengalerie in meine Reisetasche wechseln. Die Begleitmusik zu alledem liefert das „Hejnal“, ein stündlich vom Kirchturm nach allen vier Windrichtungen geblasenes Lied, das, so befiehlt es die Legende aus dem 13. Jahrhundert, in der Mitte abbricht (Folklore? vielleicht! aber eher, obwohl Erinnerung an eine Niederlage, eine gesamtpolnische Erkennungsmelodie; mittags um 12 Uhr erklingt sie im nationalen Rundfunk). — Leben mit der Geschichte — offensichtlich kein Problem für Polen! Oder sogar eine Notwendigkeit?

Ein Gedanke, den mir meine Gesprächspartner suggeriert haben (etwa meine fulminante Krakauer Führerin)? Warum habe ich Anlaß, so oft über Kościuszko, den vertrackten Namen des großen Freiheitskämpfers zu stolpern, und warum klingt mir „Mickiewicz und Słowacki“ fast so vertraut wie „Goethe und Schiller“? Sitze ich einer fixen Idee auf oder ist an allem das denkwürdige Erlebnis vom Beginn meiner Reise schuld?

## 2. Eine Semestereröffnungsfeier in Breslau (3.10.1979)

Der dritte Breslauer Tag bietet die Gelegenheit, der feierlichen Inauguration des Wintersemesters 1979/80 an der Universität Wrocław beizuwohnen. Ich besinne mich nicht lange, denn die Sache verspricht einen doppelten Reiz: wir werden die festliche Selbstdarstellung einer sozialistischen Universität erleben und zugleich die „Aula Leopoldina“, eine kunstgeschichtliche Besonderheit, kennenlernen.



Abb.1: Die Oderseite der Universität (ehem. Jesuitenkollegium) in Breslau (Foto-Marburg)

Die „Leopoldina“ — bezeichnenderweise hat sie auch als Festsaal der neuen polnischen Universität den alten habsburgischen Namen behalten — ist einer jener barocken Prunksäle, wie man sie gelegentlich auch in süddeutschen Klöstern oder Rathäusern bewundern kann, — eine rauschende Architekturkomposition aus Türen, Fensterachsen, Empore, Stuck und Freskomalerei. Sie liegt im Westflügel des alten jesuitischen Universitätsgebäudes, das die Zerstörung der Stadt in den Festungsmonaten von 1945, wenn auch mit einigen tiefen Schrammen, überstanden hat. Die Polen haben den ganzen Komplex mit der ihnen eigenen historischen Genauigkeit wieder hergestellt und sich vor allem bei der dazugehörigen Matthiaskirche, die von einer Granate getroffen und ausgebrannt war, die höchsten Meriten verdient.

Das Fassungsvermögen des alten Festraumes ist erwartungsgemäß nicht groß (bestenfalls 250 Plätze), läßt also nur ein limitiertes Publikum zu. Was sich an der Garderobe drängt und langsam den Saal füllt, mögen in erster Linie Do-

zenten sein, auch einige Emeriti, dazu die kulturelle, militärische und politische Prominenz der Stadt (bis hin zum Parteisekretär), kaum jedoch Studenten. Klaviermusik klingt auf, getragene Marschmusik, und das Auditorium erhebt sich, um den Einzug des akademischen Lehrkörpers zu grüßen. Die Spitze bildet ein studentischer Fahnenträger (im weißen Hemd), den zwei junge Damen, weiß-rot beschärpt, flankieren. Es folgen drei Pedelle (im Talar), die die Universitätssignete stilgerecht an ihre Schultern gelehnt tragen (so kann man es auf Bildern des 17. und 18. Jahrhunderts sehen). Dann die lange Reihe der Professoren, traditionell nach fünf Fakultäten geordnet (allerdings ohne Theologen und Mediziner, letztere unterstehen einem eigenen Ministerium und sind aus der Normaluniversität ausgegliedert), alle in Talar und Barett (einige auch im Ordensschmuck). Den Abschluß machen der Rector Magnificus und die vier Prorektoren, alle in roter Robe, der erstere zusätzlich in Hermelin und Amtskette. Während die Professoren in die ihnen vorbehaltenen Logen entlang der Fensterfronten einsickern und von der Sängerempore eine mehrstrophige Hymne erklingt, formiert sich vorne, in der Saalapsis, ein hochdekoratives Arrangement, das ganz dem historischen Geist des Bauwerks nachempfunden scheint. Links, stehend, die studentische Gruppe des Fahnenträgers, rechts in schrägverlaufender Sitzreihe die fünf Fakultätsdekane, jeder mit einem Zepter im Arm. In der Mitte eine mehrschichtig aufsteigende Anordnung: zunächst, hinter einer zierlichen Rokoko-Mensa, eine Bank mit den vier Prorektoren, darüber die Loge des Rektors, der wiederum von den drei Pedellen eingerahmt wird (einer von ihnen hält das Universitätssignet über sein Haupt).

Doch damit nicht genug. Das Ganze scheint auch noch mit fast bühnenbildnerischer Präzision in die ikonologische Ausstattung der Saalapsis eingepaßt. So wird die eben beschriebene Mittelgruppe von einem Stuckbaldachin überspannt, in dessen Himmel die von Allegorien umgebene Sitzfigur Kaiser Leopolds I. schwebt (unverkennbar mit gottväterlichem Gestus, wie überhaupt der ganze Raum nur als säkularisierte Kirche, genauer noch: als Wissenschaftskirche verstanden werden kann). Und wie der Rektor eine gottkaiserliche Überinstanz, so haben auch die beiden flankierenden Gruppen je einen kaiserlichen Flügelmann erhalten in den lebensgroßen Standfiguren Josephs I. und Karls VI., den Söhnen Leopolds und späteren Schutzherren des Jesuitenkollegs.

Hier muß ich unterbrechen, weil ich spüre, wie ich dabei bin, die Wirklichkeit zu verfälschen. Nicht etwa, daß die Details nicht stimmten, man könnte sie leicht vermehren. Aber ich habe unversehens (wodurch verleitet?) das pathetische Tableau eines Weiheakts entworfen. Davon jedoch kann keine Rede sein. Nichts von Pathos und Weihestimmung! Die Akteure posieren nicht eigentlich (obwohl das Ganze geprobt sein mag), die Redner legen kein Timbre in ihre Stimme, das Publikum scheint unbefangen und von meinen eigenen

Gedankengängen weit entfernt. Freilich verrät es auch keine Ironie, Skepsis, Distanz. Eher herrscht — alles in allem — eine gelassene Anteilnahme, ja die Abwesenheit von Pathos läßt an ein Spiel denken, dessen Aufgabe heißt, einem vorgegebenen Traditionsrahmen seine Reverenz zu erweisen, indem man sich ihm mit größtmöglicher Genauigkeit assoziiert (ein polnisches Spiel? vielleicht! sicherlich aber eines, das fernab unserer eigenen Mentalität liegt!). Für zwei Stunden bietet die derart in Gebrauch genommene Aula ein Schaubild, das alle denkbaren historischen Assoziationen eröffnet, seien es Analogien oder Widersprüche oder bloße Reminiszenzen. Welche mögen die der polnischen Kollegen sein, deren eigene Tradition in das an Rußland verlorene Lemberg (Lwow) zurückgeht, von wo die Universität 1945 nach Breslau transferiert wurde? Schon die Universitätsgründung der Jesuiten 1702 war Produkt einer kämpferischen und unruhigen Epoche: territorialgeschichtlich gesehen der letzte erfolgreiche Schritt der habsburgischen Gegenreformation in Schlesien, stadtgeschichtlich der gelungene Versuch eines katholischen Ordens, die Bildungshegemonie der beiden altberühmten protestantischen Stadtgymnasien (von Maria Magdalenen und Elisabethen) zu neutralisieren, die u.a. die größten schlesischen Barockdichter, Opitz, Gryphius, Hoffmannswaldau und Lohenstein hervorgebracht hatten (zweien von ihnen, Opitz und Gryphius, hat der einladende germanistische Kollege aus Wrocław grundlegende Monogra-



Abb.2: Aula Leopoldina in Breslau, Gesamtansicht von der Emporeseite (Ausmalung von J. Chr. Handke, 1732) (Foto-Marburg)

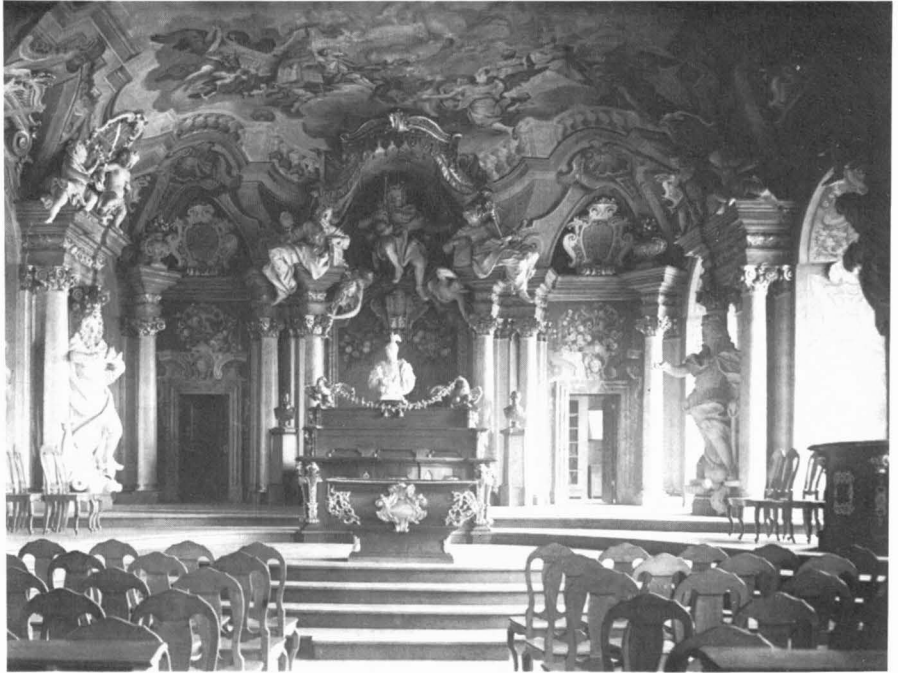


Abb.3: Aula Leopoldina in Breslau, Podiumsseite (Foto-Marburg)

phien gewidmet). Als Schlesien und mit ihm Breslau 1742 den Habsburgern verloren ging und an Preußen fiel, hat der Protestant Friedrich II., der „Aufklärer auf dem Königsthron“, die jesuitische Leopoldina als gutgeführte Akademie weiterbestehen lassen und sogar gefördert, so daß sein Bild zu Recht in die Reihe der Förderer-Porträts an den Fenstersäulen der Aula kam. Auch dies ist im übrigen unverändert geblieben, trotz der schlechten Erfahrungen der Polen mit der preußischen Hoheit nach den beiden Teilungen von 1772 und 1793 (Habsburg hatte sich bei weitem nicht so unbeliebt gemacht). — Im übrigen ist auch das Problem einer Universitätsverpflanzung für die Leopoldina nichts Neues. 1811, im Jahr der Neubegründung, zog die Universität Frankfurt a.d.O., bzw. das, was nach einer langen Phase des Niedergangs von ihr übriggeblieben war, hier ein. Die Breslauer Jesuiten ihrerseits hatten damals schon länger als ein Menschenalter die Katheder verlassen. Ihr Orden war 1776 aufgelöst worden. Zur Freude des protestantischen Breslau?

Doch ich bin weit abgekommen. In der Aula hat inzwischen Sachlichkeit Platz gegriffen. Der Rektor verliest seinen Rechenschaftsbericht, nennt Forschungsvorhaben, Forschungsergebnisse, Auszeichnungen, Verträge, Emeritierungen und Todesfälle (glücklicherweise habe ich einen Dolmetscher zur Seite, denn unser polnischer Gastgeber hat auf die Teilnahme am Einzug verzichtet und sitzt mit uns unter den Gästen). Gleich darauf kommt beklemmende Gegenwartsgeschichte zur Sprache. Der Rektor nimmt den 40. Jahrestag des deut-

schen Einmarschs zum Anlaß, an das Schicksal der polnischen Intelligenz während der Besetzung zu erinnern. Er gedenkt der Erschießung polnischer Professoren 1939 an der Mutteruniversität Lemberg, der Schließung der Hochschulen und Gymnasien, sowie der Tatsache, daß nur 40% der polnischen Wissenschaftler den Krieg überlebten und nur drei von 600 wissenschaftlichen Einrichtungen unzerstört blieben (Hans Franks, des „Generalgouverneurs“, Diensttagebuch enthält zu diesem Thema unüberbietbar Zynisches). Es folgen Anmerkungen zur Bildungsentwicklung Polens nach dem Kriege mit ihren besonderen Schwerpunkten in der Beseitigung des Analphabetentums und der gesetzlichen Einführung der 10jährigen Schulzeit.



Abb.4: Aula Leopoldina in Breslau, Fensterfront (Foto-Marburg)

Dann werden Namen aufgerufen und eine lange Reihe von Professoren, Dozenten und wissenschaftlichen Mitarbeitern nimmt ministerielle Geldpreise entgegen. Die Beträge von 25000, 20000 und 15000 Zloty sind offensichtlich eine Art Gehaltsaufbesserung (vor allem für die mäßig bezahlten jüngeren Wissenschaftler) und zugleich Bonus für wissenschaftliche Publikationen und Aktivitäten. Doch das ist nicht alles: zwei betagte Berühmtheiten der Universität, Emerita und Emeritus, werden mit Medaillen geehrt nebst Handkuß und Umarmung (erstmalig klingt Sympathieapplaus auf). Und auch der Rektor selbst gerät noch in den Strudel der Ehrungen: ein hoher Offizier dekoriert ihn mit einem Orden des Verteidigungsministeriums.





Abb.5: Aula Leopoldina in Breslau, Detail aus dem Deckenfresko von J. Chr. Handke, Die Astronomie (aus: Grundmann, Barockfresken in Breslau, 1967, S. 205)

Erst dann sind die Studenten zu ihrem kurzen Part aufgerufen. Stellvertretend für rund 2500 Neuimmatrikulierte sprechen 25 Erstsemestrige die sieben Punkte des Immatrikulationseides nach. Sie geloben moralische Integrität, Fleiß, Mitwirkung beim Aufbau des Sozialismus in Volkspolen, Hochschätzung ihrer Professoren, Wohlverhalten gegenüber den Kommilitonen, Pflege des Eigentums und Mehrung des Ruhms ihrer Hochschule (Ungenauigkeiten

und Auslassungen vorbehalten; mein zum Flüstern verurteilter Dolmetscher gibt sein Letztes, dafür läßt er mich dann über den kurzen Bericht des Studentenfunktionärs unaufgeklärt).

Wenig zu berichten vermag ich auch vom Inhalt des Festvortrags, der dem Ordinarius für Astronomie zugefallen ist und über den ich anschließend höchst befriedigte Urteile vernehme. Offensichtlich handelt es sich um einen Forschungsbericht und einen Ausblick auf die Zukunftsaufgaben des Faches. Meine Sprachbarriere gibt mir Muße, die Ikonologie der ausgezeichneten Fresko-Ausmalung zu studieren (sie stammt von dem Olmützer Maler Johann Christoph Handke, 1732). Ob es den Vortragenden irritiert, daß ihn und sein Auditorium ein vorkopernikanischer Himmel überwölbt? Oder vermag er gar die Flug-Körper der spätbarocken Heiligen und Engel zu denen seines kosmonautischen Zeitalters in Analogie zu setzen? Möglicherweise auch ist er gläubiger Katholik und billigt durchaus, was der Maler über ihm inszeniert hat, nämlich die Huldigung der Wissenschaften (darunter der Astronomie an exponierter Stelle) an den Heiligen Geist? Und muß ihn nicht mit Genugtuung erfüllen, daß nicht weniger als vier klassische Autoritäten seines Fachs in effigie gegenwärtig sind (Archimedes, Euklid, Riccius, Kircher, — oder sollten es die falschen sein?).

Ende und Applaus. Erneut formiert sich die Prozession der Rektoren, Dekane und Professoren, diesmal vorn in der Apsis, deren Deckenausmalung die Weihe der Universität an die Jungfrau Maria zeigt. Der Zug setzt sich in Bewegung und zieht durch die Mitte zum Ausgang, wobei mir scheint, als ginge alles ein wenig eiliger und formloser zu als beim Einzug. Während ich in der angeregt konversierenden Menge der Gäste hinter den Talarträgern herdränge, wird auf der Empore ein Schlußhymnus intoniert, das „Gaudeamus igitur“, maßvoll in der Lautstärke, aber presto — es klingt entschieden nach Tafelmusik. Draußen im Treppenhaus glaube ich noch ganz entfernt das „vivat academia, vivant professores“ zu vernehmen. Aber ich kann mich irren. Meine Gedanken sind längst bei Andrzej Wajda und der polnischen Geschichtsphilosophie und der Frage, ob Kollege M. wohl Schwierigkeiten hätte, derlei für die „Gießener Universitätsblätter“ zu akzeptieren.